Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.; VAL. J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.
Des Moines, Ia., Branch Office: 407--6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Nebr., Donnerstag, den 19. April 1917.

Moderne Truppenausbildung.

Mehrere Vorlagen bezüglich einer allgemeinen Dienstpflicht harren im Kongresse ihrer Erledigung. In ihren grundsätzlichen Bestimmungen unterscheiden sie sich nur wenig voneinander, wohl aber hinsichtlich der Ausdehnung des Systems und der Dauer der militärischen Ausbildung. Die Ansichten von Zivilisten und sachverständigen Offizieren stehen da in ziemlichem Widerspruche. In welchem Sinne sich der Kongreß schließlich entscheiden wird, ist noch höchst zweifelhaft, aber eines ist sicher: Eile tut not. Die Volksvertreter haben, ohne zu zögern und ohne zu geizen, die Mittel für ein großes Heer bewilligt. An der Administration ist es nun, mit einem definitiven Vorschlage bezüglich der Schaffung dieses Heeres, durch Werbung oder durch Aushebung, und bezüglich der Länge der Ausbildungs- und Dienstzeit hervorzutreten. Je eher dies Problem in Angriff genommen und zur Lösung gebracht wird, desto besser für das ganze Land. Ungewißheit und Zaudern könnten verhängnisvoller werden als ein Irrtum betreffs des Systems oder der Länge der Ausbildungszeit. Der Fehler läßt sich vielleicht gutmachen, die verlorene Zeit aber nie wieder einbringen.

Generalmajor Scott, Generalstabschef unseres Heeres, befürwortet eine mindestens einjährige Ausbildung der Rekruten. Er führt für seine Ansicht den beweiskräftigsten Grund an, den es gibt, die Erfahrung. In den großen kontinentalen Staaten Europas, in denen allgemeine Wehrpflicht besteht, dauert die Ausbildungszeit des Infanteristen mindestens zwei, des Kavalleristen drei Jahre. England glaubte, seine Freiwilligen nach vier bis sechs Monaten Ausbildung an die Front schicken zu können, und mußte für seine Torheit einen furchtbaren Blutpreis zahlen. Heute schickt es keinen Mann, der nicht mindestens ein volles Jahr ausgebildet worden ist, ins Feld, und die Ausbildung befaßt sich nicht nur mit den körperlichen, sondern auch mit den moralischen Eigenschaften des Soldaten, die eine immer größere Rolle zu spielen begonnen haben.

Die moderne Kriegführung stellt an den moralischen Mut der Truppen weit höhere Anforderungen als an den rein physischen; eine gewonnene Schlacht, vor allem ein siegreich abgewehrter feindlicher Angriff gehören heutzutage zu den erhabensten und großartigsten Beispielen des Sieges des Geistes über die Materie, der Herrschaft des Willens über das Fleisch. Man vergegenwärtige sich z. B. eine der oft einige Wochen lang dauernden Schlachten an der Westfront, bei der es gemäß dem heutigen Stande der Kriegstechnik und Kriegswissenschaft fast niemals zu jenen Kämpfen in offenem Gefilde kommt, die uns heute schon altmodisch erscheinen, obgleich sie noch vor vierzig Jahren häufig die Entscheidung der Schlacht und des ganzen Feldzuges herbeiführten. Eine moderne Schlacht ist eine lange Reihe von Angriffen auf Feldbefestigungen und Stürmen auf Schützengräben. Die Verteidiger werden erst achtundvierzig Stunden oder noch länger mit einem Hagel von Granaten, Kugeln, Lufttorpedos überschüttet, mit erstickenden Gasen und flüssigem Feuer angegriffen, ehe der eigentliche Sturm erfolgt. Diesen unsichtbaren und fast unabwehrbaren Feinden standzuhalten, erfordert mehr als bloß tierischen Mut; es erfordert die ganze Willensstärke des Mannes; es erfordert jenen stummen Gehorsam, den nur lange Schulung gibt.

Wollen wir uns nicht die Erfahrungen Europas warnend zu Herzen nehmen?

Schurkische Verdächtigungen.

Die amtliche Untersuchung der Explosion in den Schrapnellwerken von Eddystone hat ergeben, daß sie nicht die Folge eines Komplotts, sondern des Zufalls, der Achtlosigkeit gewesen ist. Der zuständige Feuermarschall hat darüber eine eingehende Erklärung abgegeben. Diese Erklärung ist von jenen Blättern, die die Explosion ohne weiteres und ohne einen Schatten von Beweis auf ein deutsches Komplott zurückführten, natürlich unterdrückt worden. Das sind die journalistischen Brandstifter, denen das Philadelphia Tageblatt folgendes hinter den Spiegel steckt: „Explosionen in Pulver und Munitionsfabriken sind bekanntlich nichts Seltenes. In allen kriegführenden Ländern sind solche Katastrophen vorgekommen. Daß in den improvisierten Pulver- und Munitionsfabriken dieses Landes nicht schon größeres Unheil passierte, als wirklich geschah, ist eigentlich zu verwundern. Hier hat man es mit einem großen Teil ungeschulten, zusammengelaufenen Personals zu tun, dessen Betragen die aufsichtsführenden Personen erst zu beobachten haben. Aber bei den Tausenden von Leuten, die da beschäftigt werden, und bei dem beständigen Wechsel im Personal ist eine solche Aufsicht kaum möglich. Ein leichtsinniger Mensch vermag da in einem unbewachten Augenblick eine Katastrophe zu verursachen. Uebrigens ist es ganz unverständlich, warum geduldet wird, daß Artilleriegeschosse hierzulande geladen und Tausende von Meilen transportiert werden dürfen. Wäre das verboten gewesen, so hätte das Unglück von Eddystone nicht vorkommen können. Warum weitere Tausende von geladenen Granaten oder Schrapnells in den Werkstätten liegen bleiben durften, ist ebenfalls eine Unbegreiflichkeit. Diese Eddystoner Katastrophe wurde von den meisten der hiesigen Zeitungen sofort in wirksamer Weise zu einer Hetze gegen die Deutschen ausgeschlachtet. Greifen wir eines dieser Blätter heraus. Der North American vom 11. April, der Tag nach der Katastrophe, meldete mit einem Titel über die ganze Seite „Deutsches Komplott tötete 119 Mädchen und Männer". Liest man den Text des Berichtes aufmerksam durch, so ergibt sich aus ihm nicht der mindeste Anhaltspunkt für das „Komplott", noch weniger dafür, daß es ein „deutsches" war, nicht einmal dafür, daß eine geplante Tat vorliegt; nichts als Vermutungen, Insinuationen und offenbare Lügen. Eine solche zum Beispiel ist die Behauptung, „die Bundesbeamten halten deutsche Verschwörer für die Urheber . . ." Keine Aeußerung eines solchen Beamten kann als Beleg angeführt werden, tatsächlich haben gerade diese Beamten sich äußerst zurückhaltend in ihren Angaben benommen. Am nächsten Tag kam es noch toller. Diesmal ist die Titelüberschrift „Die Ver. Staaten haben den Beweis eines deutschen Komplottes in Eddystone". Also eine positive uneingeschränkte Behauptung. Man liest den Bericht durch, um den Beweis zu finden. Nichts davon. Lediglich Wiederholung der im Titel ausgesprochenen Behauptung. Es wird nicht einmal behauptet, ein Bundesbeamter habe eine derartige Erklärung abgegeben. Die Angabe ist rein aus den Fingern gesogen. Wozu diese schurkischen Verdächtigungen, was ist der Zweck dabei? Kann es ein anderer sein, als die Bevölkerung gegen die Deutschen aufzuhetzen und Aufruhr anzustiften, wie es in den Städten Englands und Südafrikas geschah? Darauf ist es offenbar abgesehen. Zum Glück aber kennt das amerikanische Publikum seine Sensationspresse und glaubt nicht den zehnten Teil von dem, was sie schreibt. Somit war diese journalistische Brandstiftung vergeblich. Die Bombe des North American ist ohne Effekt verpufft. Aber das mag nicht immer so bleiben. Es ist die Rede von der Einführung einer Zensur für die Zeitungen. Wenn eine solche kommt, so müßte eine ihrer ersten Aufgaben sein, solchen Halunken, wie den vom North American ihr schuftiges Handwerk der Verhetzung auf Grund von Lügen und Verdächtigungen hin zu legen."

Gegen Zwangsaushebung.

Die New York Evening Post spricht sich in ihrer Ausgabe vom 10. April mit großer Entschiedenheit gegen Zwangsaushebungen aus, ohne indes einen gangbaren Weg zu zeigen, auf welchem das Ziel, eine große Armee aufzustellen, unter Vermeidung von Zwangsaushebungen erreicht werden kann. „Der einzige vernünftige Grund, der bis jetzt für auswahlweise Zwangsaushebung geltend gemacht worden ist," schreibt das New Yorker Blatt, „ist der, daß durch sie eine Entvölkerung wichtiger Industrien und Gewerbe, die für die Erhaltung der Armee unentbehrlich sind, vorgebeugt werden könne; eine Gefahr, die mit freiwilliger Rekrutierung unzweifelhaft verbunden sein würde. Es wird daran erinnert, daß manche Gruben-, Munitions- und Werftarbeiter, die sich in England freiwillig zum Dienst in der Armee meldeten, mühevoll wieder herausgesucht und ihrer bürgerlichen Beschäftigung, wo sie nicht zu entbehren waren, zurückgegeben werden mußten. Dieser Mißgriff soll hier vermieden werden. Auf den ersten Blick erscheint das einleuchtend, aber auch nur auf den ersten Blick; denn, wenn es sich lediglich darum handelt, gewisse Berufe davon abzuhalten, in die Armee einzutreten, dann kann man sie ja einfach von den Rekrutierungsplätzen fernhalten. Wenn Munitionsarbeiter und landwirtschaftliche Arbeiter nicht gewünscht werden, kann man ja eine Proklamation erlassen, die ihren Eintritt in die Armee verbietet; das wurde nach unserem Dafürhalten ein viel schnelleres und einfacheres Verfahren sein, als zunächst alle jungen Leute zwischen neunzehn und sechsundzwanzig Jahren einzuberufen und dann die herauszusuchen, deren Beschäftigung und deren Unabhängigkeit von Familienverpflichtungen sie abkömmlich macht. In jedem Falle muß eine Auslese getroffen werden. Aber weshalb sie dann nicht lieber aus Freiwilligen treffen als aus den vielen, die zum Dienste in die Armee gezwungen, mit Gewalt hineingetrieben werden müssen? Wer wird die bessere Armee machen, Freiwillige oder zwangsweise Ausgehobene? Freilich ist es wahr, daß Sekretär Baker und Präsident Wilson den Kongreßkomitees für militärische Angelegenheiten mitgeteilt haben, Freiwillige seien in genügender Anzahl nicht zu haben, aber das ist eine Sache für sich. **Es würde beweisen, daß der Krieg unpopulär ist, was wir weder erwartet haben noch für möglich gehalten hätten.** Der Kongreß sollte das feststellen, ehe er in der Angelegenheit eine Entscheidung trifft; denn wir befürchten, daß Zwangsaushebung nicht bloß der freiwilligen Rekrutierung Schaden tun, sondern auch dem Enthusiasmus für den Krieg, wo er besteht, einen Dämpfer aufsetzen wird. Der Kongreß ist über die Stimmung im Lande besser unterrichtet als der Präsident, deshalb ist seine Meinung von ganz besonderem Wert."

Alliierte sollen nur rekrutieren.

Die Webb-Bill, welche den alliierten Regierungen gestattet, ihre in den Vereinigten Staaten wohnhaften Staatsbürger zu rekrutieren, sollte unbedingt passieren. Es ist das zwar eine ungewöhnliche Neuerung, aber in diesem Kriege sind so viele Präzedenzfälle geschaffen, so viele alte Begriffe und Gepflogenheiten über den Haufen geworfen, daß es auf einen Fall mehr oder weniger nicht ankommt, und es erscheint nicht mehr als natürlich, daß man den auswärtigen Regierungen nun gestatten sollte, ihre eigenen Bürger, die sich hier vor der Einziehung zu schützen wünschen, zum Kriegsdienst heranzuziehen. Repräsentant Webb erklärt, es befänden sich etwa 400,000 Engländer, Russen, Rumänen und andere hier im Lande, welche von den alliierten Regierungen rekrutiert werden können; nur die Franzosen dienstpflichtigen Alters seien zum größten Teil zu den Fahnen gegangen. Wenn unsere jungen Leute eingezogen werden sollen, um für die Alliierten zu kämpfen, warum sollten hierzulande die alliierten „Slackers" vor dem Militärdienst bewahrt bleiben? (N. Y. Stsztg.)

Nur ausgebildete Soldaten verwendbar.

Colonel Roosevelt kann es nicht erwarten, bis er kriegerische Lorbeeren ernten kann und hat dem Präsidenten seine Vorschläge zur Bildung einer Division und deren Absendung nach dem Kriegsschauplatze gemacht. Nun liegen die militärischen Vorbereitungen unseres Landes in den Händen der zuständigen Behörden und es ist schwer einzusehen, was sich ein Privatmann, einerlei wer er ist, in deren Amtsführung einzumischen hat. Wenn das Land die Dienste des streitbaren Colonels, dessen militärische Qualifikationen außerdem noch keineswegs einwandfrei festgestellt sind, wünscht, so wird es ihn davon in Kenntnis setzen, und so lange sollte Herr Roosevelt als guter Patriot sich bescheiden.

Wenn unsere Militärverwaltung Truppen nach dem europäischen Kriegsschauplatz entsenden will, so sollte sie in allererster Linie darauf bestehen, nur solche Leute zu senden, die genügend ausgebildet und mit dem modernen Waffenhandwerk vertraut sind. Halb ausgebildete, unfertige Soldaten in die Hölle nach Flandern oder der Picardie zu senden, ist nicht mehr und nicht weniger als wie der reinste Mord. Die Leute müssen eine genügende Ausbildung in dem ungemein schwierigen und nervenzerrüttenden Stellungskrieg haben, sie müssen im Einbauen, in allen Schutzmaßnahmen, im Handgranatenkampf, im Feuergefecht wie im Nahkampf gründlich ausgebildet sein, sie müssen es verstehen auch eventuell ohne Führer in allen möglichen Lagen fertig zu werden. Die Ausbildung eines Mannes nimmt, ehe er in allen Zweigen des Soldatenhandwerks eine hinlängliche Erfahrung gesammelt hat, um unter heutigen Begriffen vollständig felddienstfähig zu sein, neun bis zwölf Monate, und ihn vorher ins Feuer schicken zu wollen, heißt Kanonenfutter aus ihm machen.

Ob es ratsam ist, unsere Truppen nach drüben zu schicken, können wir getrost unserer Kriegsleitung überlassen, die schon das Richtige finden wird und von diesen Sachen jedenfalls mehr versteht, als Colonel Roosevelt, der seine militärische Laufbahn gleich mit einer der höchsten Chargen beginnen möchte.

Macht es Euch zur Gewohnheit

täglich die klassifizierten Landanzeigen auf Seite 6 zu lesen. — Da die hervorragendsten Grundeigentumshändler durch ihre Anzeigen in der Tribüne stets Erfolge zu verzeichnen haben, offerieren sie stets wieder neue Bargains. In der heutigen Ausgabe wird die Farm, die Ihnen bestimmt ist, zum Verkauf angeboten. Sucht darnach!

Das Volkskönigtum der Hohenzollern.

Der amerikanische Kriegs-Korrespondent James O. Donnell Bennett bespricht in einem Spezialartikel das „Volkskönigtum der Hohenzollern". Er weist darin im Anschluß an einen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erschienenen Aufsatz nach, daß sich in Deutschland, oder vielmehr in Preußen, eine Umwälzung zu Gunsten einer innigeren Annäherung zwischen Volk und Krone vollzieht, als das wahre Königtum von Hohenzollern. Diese Art Modulierung ist, wie der Korrespondent ausdrücklich hervorhebt, nicht die Folge eines äußeren Druckes, sondern des Einflusses der gemeinsam getragenen Bürden und Verantwortlichkeiten des Krieges.

„Daß sich diese innerpolitische Erneuerung von Preußen über das ganze germanische Europa erstreckt, ist angezeigt durch Oesterreichs Entschluß, daß sein Botschafter in Washington die Pässe verlange, sobald ein Kriegszustand mit Deutschland erklärt worden sei. Ich erfahre, daß die Türkei und Bulgarien jedenfalls dem Beispiele folgen werden. Die Bevölkerung ist ruhig und gefaßt. Sie nimmt die Feindschaft Amerikas nicht leicht und unterschätzt nicht den Einfluß einer Kriegserklärung."

Im Anschluß an seine interessanten Ausführungen über die nichts weniger als barbarische Gesinnung des deutschen Volkes und die nichts weniger revolutionären Absichten desselben, betont der amerikanische Korrespondent, daß er und seine Kollegen zur Zeit in Deutschland einen schweren Standpunkt einnehmen. Er schreibt darüber: „Wir sind nicht blind der Tatsache gegenüber, daß in irgend welchen Eventualitäten unsere erste Pflicht Amerika gilt, doch können wir uns nicht selbst zum Narren machen, indem wir unsere natürliche Sympathie für das deutsche Volk verleugnen. Wir verschließen unsere Augen nicht vor unserer Pflicht als amerikanische Bürger, noch vor der Besorgnis um Amerika. Wir fühlen, daß unsere Kenntnis der deutschen Verhältnisse uns zunächst befähigen wird, durch unsere Artikel den Haß unserer Landsleute gegen das deutsche Volk in etwas zu hindern, was bei gänzlicher Unterbrechung der Verbindung zwischen den beiden Ländern unmöglich sein würde."

Briefkasten.

G. G., Deshler, Nebr. — Der preußische König ist nur für alle Regierungsakte unverletzlich und unverantwortlich; die Verantwortung dafür übernehmen seine Minister. Er kann in Zivilklagen aber ebenso gut belangt werden, wie andere Sterbliche. Ein Beispiel haben Sie in dem Prozeß des Müllers von Sanscouci gegen Friedrich den Großen. Der „alte Fritz" wollte diesem die Mühle nehmen oder doch wenigstens zwingen, dieselbe zu verkaufen. Dieser aber rief die Gerichte an und der König verlor den Prozeß. Auch König Wilhelm der Zweite von Preußen hatte in dem Prozeß gegen seinen Gutsverwalter auf Rominten den Kürzeren gezogen. Daß der König von Preußen nach Gutdünken irgend einen Menschen erschießen lassen kann, ist natürlich Unsinn. Seine Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit hat nur auf Regierungsakte Bezug.

Kuriert Euer Kalk —Tut es heute!

HILL'S CASCARA QUININE

das alte Familienhilfsmittel—in Pillenform—sicher, wirksam, leicht zu nehmen. Kein Betäubungsmittel—keine üblen Nachwehen. Heilt Erkältung in 24 Stunden—Grippe in 3 Tagen. Geld zurück, wenn nicht so. Kauft das echte mit dem roten Schachteldeckel und Herrn Hills Bild darauf—50c. In jeder Apotheke.

Der Meister.

Skizze von Thorkil Barfod.

Der Meister nahm den Federhalter in die Hand, um sich das Aussehen zu geben, als habe er gesessen und geschrieben. Dann gab er seinen Augen einen halb geistesabwesenden, halb nachdenklichen Ausdruck, wendete den Kopf und den Oberkörper der Tür zu und sagte (mit einem so uninteressierten Tonfall, als bestellte er sich in einem Café ein Brot): „Herein!"

Es war deutlich zu sehen, daß Björn Ravn sich auf sein Auftreten durchaus nicht vorbereitet hatte. Jung und verlegen blieb er auf dem Teppich stehen und empfand sein Hirn als eine leere Höhle, die ihm unter keinen Umständen ein paar einleitende Worte diktieren konnte. Und der Meister, der ihn ansah, dachte, er sehe aus wie ein artischer Schuljunge, den man beim Nogeln ertappt hatte.

Die Mittagssonne fiel in leuchtender Verschwendung durch die breiten und hohen Fenster herein. Legte ein tiefes Frühlingsgrün über die großen Blattpflanzen und eine saftvolle frische über die jungen, keuschen Krous am Fenster. Fing sich im Goldschnitt der Bücher auf dem Regal. Warf durch zwei große Kristalleuchter auf einer Konsole Regenbogenreflexe an die Wand. Machte den tiefgrünen Teppich lebendig in der Farbe wie eine Rasenfläche. — Ja, so mußte das Arbeitszimmer des Meisters aussehen!

Der Meister, der sich gut und würdungsvoll vorbereitet zu haben meinte, den jungen Mann zu empfangen, wurde dessen hilfloser Geniertheit gegenüber verlegen. Und mit einigen etwas nervösen Schritten ging er auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Herr Ravn, nicht wahr? Sie haben mir geschrieben und gebeten, mich einmal sprechen zu dürfen!"

Björn Ravn verbeugte sich täppisch, als er die Hand des Meisters ergriff. Es sah fast aus, als wolle er sie küssen. „Ich danke Ihnen!" sagte er nur urzatmig und leise.

Der Meister wurde noch verlegener. „Bitte, nehmen Sie Platz," sagte er. „Setzen Sie sich doch endlich! Sie machen mich wahrhaftig ganz nervös!"

Björn Ravn ging ein paar Schritte ins Zimmer hinein.

„Ich komme, um . . . ich wollte . . .!"

„Setzen Sie sich! Bitte, setzen Sie sich doch! Da steht ein Stuhl!"

Björn Ravn setzte sich und schloß einen Augenblick die Augen. Dann fing er wieder an — den Blick steif auf eine Warze geheftet, die unter dem linken Mundwinkel des Meisters saß. —

„Ich gehöre einer jungen literarischen Wochenschrift an — und nun hat die Redaktion mich ersucht, Sie zu interviewen!"

Der Meister nahm ein dünnes Metallineal vom Schreibtisch und saß und wippte damit: „So . . . ja! Ist es etwas . . . Besonderes, was Sie gern wissen wollen? Ich stehe zu Diensten!"

Björn Ravn, der jetzt in sein Fahrwasser gekommen war — und auch das Gefühl hatte, daß ein Interviewer sich nicht in diesem Grade von einer Situation einschüchtern lassen dürfe — ließ den Blick von der Warze und geriet nun in Erstaunen über die gerade, spitze Nase des Meisters, die eine seltsame, bleiche Farbe hatte und scheinbar zu andern und mehr Dingen zu brauchen war als nur eben zu den Funktionen des Riechorgans. Dann fuhr er fort: „Es sollte kein so gewöhnliches Interview sein! Dazu liegt ja keine besondere Veranlassung vor. Aber — —" Björn Ravns Stimme bekam plötzlich einen leisen und heiseren Klang, und er beugte sich vor: „O Meister! Sind sie so groß — so gewaltig! Sie ragen so meilenhoch über die anderen Schriftsteller des Tages hinaus! Sie sind die Freude und der Lebensmut! Sie sehen Tiefen, wo wir andern nur Oberflächen sehen! Sie höhnen und töten — Sie jubeln, weinen, können sich berauschen! Sie sind der Mensch! Sie kennen alles —"

Björn Ravn hatte sich von seiner eigenen Begeisterung völlig mitreißen lassen. Seine ganze Verlegenheit glitt wie ein Mantel von ihm ab. Er sprach atemlos, während der Meister, der von der Jugend schrieb, vor sich hinsah und sein ganzes vergangenes Leben durchdachte.

Und um seinen schmalen Mund zog sich ein müdes Lächeln, das die bleichen Lippen straffte.

„Sie verstehen . . . Ein ganz gewöhnliches Interview wäre bei Ihnen banal und sinnlos. Wann Sie essen — wie Sie arbeiten — welche Zigarrenmarke Sie rauchen . . . Nein, Meister! Nein, ich bin nur einer von den Tausenden, die Sie bewundern und die Sie zu dem gemacht haben, was wir sind! — Siebzehn Jahre war ich alt, als ich zum ersten Male Ihre Novelle „Die Königin der Bienen" gelesen habe. Da werden Sie sich die Revolution vorstellen können, die während des Lesens in mir vorging. Alles, was ich gelernt hatte — was meine Lehrer und Eltern mir an Idealen gegeben hatten, stürzte zusammen, erschien mir so uninteressant und unwesentlich. Sie, Meister, zeigten mir eine Welt, die wundersam war! Wo die Frauen holdselig wie Blumen und die Männer stark und kühn waren! Wenn Sie es wollten, dann dampften die Wiesen, und man hörte die verschleierte Stimme der Nachtigall. In jedem Satz, den ich las, war junges Blut und Lebensfreude. In einer Nacht wurde ich ein neuer, glückverlangender Mann! Ich erwachte am nächsten Morgen und wußte, warum ich lebte! O Meister! Wie könnte ich also je aufhören, Sie zu lieben und zu bewundern!"

Der Meister war aufgestanden — war ein paarmal im Zimmer hin und her gegangen, langsam und müde — und hatte sich dann wieder gesetzt. Als Björn Ravn innehielt, lachte er kurz und trocken.

„Lieber Freund!" sagte er, „Sie sind sicher — sehr jung!"

„Zwanzig Jahre!" sagte Björn Ravn und wurde rot. „Aber gerade Ihren Büchern verdanke ich es, daß ich viel reifer und bewußter bin als viele andere in meinem Alter! Ich habe alle Ihre Bücher gelesen — „Welke Blumen", „Eins ist not" — alle! Und jetzt mußte ich Sie sehen — Sie sprechen, Ihre Hand in meiner fühlen, diese Hand, die jung und intelligent ist wie ein Gehirn —!"

Der Meister lächelte wieder dasselbe müde Lächeln.

„Und sind Sie jetzt enttäuscht?"

„Enttäuscht!" Björn Ravn hätte fast laut herausgelacht. Dann sagte er (und seine Stimme war warm und herzlich): „Wenn Sie wüßten, wie ich mich auf diesen Augenblick gefreut habe! Jedes Wort, das ich Ihnen sagen wollte, sollte ein Dank für ihre unendliche reiche Menschlichkeit sein, für Ihre Verehrung der Schönheit, für Ihr nie ermattendes Streben nach Freude und Genuß —!"

Jetzt lächelte der Meister nicht mehr. „Wie jung Sie sind!" sagte er wieder.

„Ja, ich bin erst zwanzig Jahre! Doch Sie, Sie sind ja fast jünger als ich, obwohl Sie nahe an sechzig sind!"

„Lieber Freund, ich bin nie jung gewesen!"

Da lachte Björn Ravn.

„Ich bin nie jung gewesen!" wiederholte der Meister. „Aber Sie machen es wie die meisten andern. Sie verwechseln den Künstler mit dem Menschen. Sie glauben nicht, daß man ein Liebeslied schreiben kann, ohne zu lieben. Oder eine Orgie schildern, ohne je selber bezecht gewesen zu sein. Glauben Sie denn nicht, daß der Gefangene — in seiner viereckigen, nackten Zelle — sich Freiheit, Reichtum, Wohlsein — Glück, wenn Sie es so nennen wollen — viel strahlender und intensiver erträumen kann als der, welcher alle diese Dinge empfindet, der sie besitzt? Oder, daß der Hungrige in Gedanken so üppig schwelgen kann wie einer, der sich jeden Tag satt ißt, ohne weiter daran zu denken? So ein Gefangener bin ich immer gewesen! — So ein Verhungerter, der im Graben liegt und phantasiert —!"

„Aber —! Nein, das begreife ich nicht!"

„Sie sind zu begeistert und zu ehrlich, als daß ich Sie zum Narren halten möchte. Und ich bin auch längst über das Alter hinaus, da man prahlen mag! Ich könnte Ihnen ja mit Leichtigkeit einreden, daß meine Bücher sozusagen Tagebuchaufzeichnungen seien. Daß ich gelebt und genossen habe. Aber das will ich nicht. Nein, lieber Freund! Ich habe immer außerhalb gestanden. Ich habe das Talent mitbekommen, meine Mitmenschen beobachten und schildern zu können. Ich habe dies Talent in mir gefühlt und es ausgebildet. Wie ein Mann, der sich jeden Tag im Revolverschießen übt, so daß er schließlich gar nicht umhin kann, ins Schwarze zu treffen, wenn er darauf zielt. Sie halten jedes meiner Bücher für etwas Uebermenschliches, für ein Wunder! Aber Wunder gibt es nicht! — Ich bin Taschenspieler, lieber Freund, nichts anderes! Und mache es vielleicht amüsanter und geschickter als meine Kollegen!"

Björn Ravn hatte dagesessen und den Meister angesehen, während er sprach. Und er hatte sich über den unheimlich mageren und dünnen Vogelhals, der aus dem viel zu weiten Kragen herausragte, gewundert. Und er konnte es nicht fassen, daß dieses Mannes Augen so klein und kalt und farblos waren, fast ohne Brauen. Und er war von diesem schmalen, spitzen, kahlen Schädel mit den eingesunkenen Schläfen peinlich berührt gewesen. Ihn enttäuschte dies Schlotterige und Knochige der ganzen Erscheinung — und der Hände, die breit und dürr waren, mit flachen, matten Nägeln. Er hatte ihn sich lebenskräftig, freudig, sprudelnd gedacht — eine Renaissancegestalt, begeistert und ungebändigt. Eine Inkarnation des Gottes Pan. Und nun saß der Meister ihm gegenüber, dürr, korrekt und pedantisch. Nein, es mußte ein Irrtum sein! Gleich würde der Mann dort die Maske abwerfen und er selber sein — der Gewaltige, der Allesumfassende, der Unvergleichliche — —

„Ja, Sie sind viel zu jung!" fuhr der Meister fort. „Vielleicht enttäuscht Sie dies alles. Aber wenn Sie dadurch etwas lernen — so ist es ja nur umso besser! — — Nein, schreiben Sie ruhig in Ihrem Interview, wann ich esse, wie ich arbeite, welche Marke Zigarren ich rauche! Weiter gibt es nämlich nichts zu schreiben!"

Björn Ravn saß zusammengesunken da und sah den Meister an. Und er fühlte, wie all seine Freude, all sein Entzücken und seine Begeisterung in ihm erlosch wie Lichter — eins nach dem andern. Als bliese der Meister sie mit jedem Worte aus, das er sagte.

„Ich werde Ihnen beschreiben, wie mein Tag hingeht: Um acht stehe ich auf. Von neun bis zwölf schreibe ich. Um zwölf esse ich Frühstück. Von eins bis vier schlafe ich und gehe spazieren. Von vier bis sechs schreibe ich wieder. Um sechs esse ich zu Mittag. Von sieben bis zehn lese ich, rauche eine Zigarre und schreibe Briefe. Jeden Abend um zehn Uhr liege ich in meinem Bett!"

Es entstand eine kleine Pause. Dann fragte Björn Ravn (und er hatte das Gefühl, es gebe noch einen kleinen Hoffnungsschimmer): „Aber als Sie jung waren — —?"

„Habe ich genau auf dieselbe Art gelebt! Ich bin nie in Cafés gegangen, und Theater haben mich immer gelangweilt!"

„Aber wenn Sie schreiben, dann fühlen Sie doch all diese Jugend und Freude!"

„Fühlen und fühlen! — Sie glauben wohl, ich schreibe sehr schnell, nicht wahr? Mir fließen die Worte und die Sätze nur so aus der Feder? Nein, lieber junger Freund! All diese Unbändigkeit und dieser Eifer, all diese witzigen, närrischen und übermütigen Einfälle, die aussehen, als seien sie in lustiger Laune aufs Papier geworfen, haben mich stundenlange Mühe, stundenlanges Nachdenken gekostet. Bald peinigt mich ein Adjektiv, bald setzt eine schlagfertige Replik mir zu. Aber ich gebe nie den Kampf auf — ich vertraue auf mein Gehirn und seine Routine!"

Björn Ravns Augen begegnen denen des Meisters. Es ist ein fast flehender Schein in ihnen. Seine Lippen bewegen sich, als wollte er etwas sagen, wage es aber nicht.

„Möchten Sie noch etwas wissen? Fragen Sie nur!"

„Ist denn . . . Haben Sie nie . . . haben Sie nicht einmal in Ihrem Leben einen großen Kummer gehabt . . . eine Enttäuschung . . .?"

„Ah, ich verstehe Sie! Eine Liebesaffäre? Nein, junger Mann! Nein! Die großen Gefühle haben mir nie gelegen. Freunde oder Freundinnen habe ich nie gehabt. Ich lebe hier ganz allein und still mit meiner Haushälterin und bekümmere mich im übrigen nicht um die Welt!"

„Aber in „Den Verfolgten" . . .?"

„Lieber junger Mann, begreifen Sie doch: was ich schreibe, ist das eine, was ich selber tue, ist etwas ganz anderes. Wenn man sich während des Schreibens in so viel Unruhe, Leidenschaft und Hela Juchheia bewegen muß, da hat man's wirklich nötig, in seinem Privatleben sich auszuruhen."

„Und Sie haben nie Sehnsucht gehabt, selber das alles mitzuerleben, worüber Sie schreiben?"

„Ehrlich gesagt — nein. Ich finde ich bekomme in meinen Büchern genug davon. Aber — ja, entschuldigen Sie, daß ich das sage, es ist schon spät. Und ich habe Ihnen ja vorhin erzählt, wie ich meine Zeit eingeteilt habe. Sie nehmen mir das doch nicht übel, nein? Und Sie haben jetzt wohl auch ein einigermaßen deutliches Bild von mir, so daß Sie über mich schreiben können. Sie können gern alles schreiben, was ich gesagt habe. Es ist vielleicht gut für die Welt, es zu wissen." —

Als Björn des Meisters Haus verließ, das er, vor kaum einer halben Stunde, mit einem beklommenen und wehen Gefühl betreten hatte, als solle er etwas Großes kennen lernen und seiner wogenden Begeisterung feste Konturen geben, war sein Kopf gesenkt und sein Gang müde.

Es war ihm, als sei ein schönes Bild vor seinen Augen mit einem Messer zerfetzt worden, bis es unkenntlich war.

Björn Ravn hätte weinen können mit seinen jungen, zwanzigjährigen Augen.

Wie man vorwärts kommt.

In einem alten Buche steht folgendes Rezept zum Reichwerden: „Durch Arbeit, Mühe und Schwitzen, nicht müßig faules Sitzen; durch Sparen und recht Hausen, nicht Essen, Trinken, Schmausen; durch mühsam Strapezieren, nicht hin und her Spazieren; durch Beten und durch Wachen, nicht Schlafen, Fluchen, Lachen; durch Hoffen, Dulden, Warten, nicht Würfelspiel und Karten; durch Hobel, Axt und Hammer, nicht Seufzen, Klagen, Jammer; durch Hacke, Sens' und Pflug, nicht aber Schnaps im Krug; durch Pflügen, Graben, Schanzen, nicht Jagen, Jubeln, Tanzen; durch stilles, frommes Wesen, nicht durch Romanelesen; durch Schaffen um die Weite, nicht Lotteriebillette; durch Klugheit, Fleiß und Mut, kommt man zu Geld und Gut."